

21]

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

Ber hielt sich in der Nähe der Tür. Aber trotzdem wurde seine Anwesenheit bemerkt; schon durch die erbärmliche Kleidung unterschied er sich in dieser Versammlung von den meist wohlgekleideten Männern und Frauen.

Ber horchte auf den Gesang und die Predigt. Aber es waren nur gottgefällige Redensarten, wie er sie schon so oft gehört hatte; immer wieder dasselbe bis ins Unendliche.

Aber hier war es warm und geschützt und angenehm.

Nach und nach hörte er nur die Predigt wie ein ferues einschläferndes Gemurmel; er hatte nur wenig zu essen bekommen an diesem Tage und dazu ein paar Schnäpse, so daß er bald in einen Halbschlummer fiel. Seine müden Gedanken fanden endlich Ruhe.

Aber später geschah etwas, das ihn weckte.

„... Es ist einer in dieser Versammlung, ...“

Es war eine Stimme, die sich näherte. „... ist einer in dieser Versammlung ...“

„Das bin ich,“ dachte Ber und war im selben Moment vollständig wach.

Es war Volsens Frau, die betete; sie stand vor der Kanzel mit breiten, über dem Magen gefalteten Händen.

„... Lieber Herr im Himmel! Ich sage abermals, wenn einer in dieser Versammlung ist, der seine Sünde bereut, so wird der Herr ihn nicht von sich stoßen — keineswegs! — Ich war in einem armen Heim, ach, in einem sehr armen Heim, sogar in dieser Gemeinde ...“

„Das ist doch wirklich zu arg,“ dachte Ber.

Die Leute begannen heimlich zu Ber hinüberzuschielen. Er war wie ein wilder Vogel, der sich zwischen die Hühner verirrt hatte.

... Und wieder ertönte die Stimme: „Ich habe den armen Menschen Worte des Gebetes gebracht und bin verstoßen worden, um des Herrn willen. — Gott sei gelobt und gedankt! — Aber der Herr wird trotzdem nicht den armen Mann von sich stoßen. Keineswegs!“

Ber ward von Minute zu Minute unruhiger auf seinem Sitz. Seine Nasenflügel vibrierten, die Kopfhaut ging hin und her. Die schwarzen Augenbrauen zogen sich finster zusammen. Es herrschte wilder Aufruhr in seinem Innern.

Die Blicke, die man ihm von verschiedenen Seiten sandte, zeugten nicht gerade von christlicher Güte; es waren merkwürdige Augen, die ihn neckten und irritierten.

Er blickte über diese gutgekleideten Männer und Frauen hin, die alle genug hatten, und dachte dann an die Seinen daheim.

Er ward zornig.

Und Frau Volsen fuhr immer noch fort.

Da stand Ber auf, um sich gegen all dies aufzulehnen, und rief wild und heftig der Sprecherin ins Gesicht:

„Salt den Mund, Heuchlerin! Du Heuchlerin! Zum Teufel, so halt doch den Mund!“

Frau Volsen verstummte. Das war ja entsetzlich.

Alle wandten sich um.

Wie ein tiefer Seufzer ging es durch die Versammlung.

Aber Ber hob seine Augen und schrie wild:

„Herrgott im Himmel, wenn du wirklich da bist, so gib diesen Heuchlern, die hier versammelt sind, ordentliche Gedanken und ein menschenwürdiges Gemüt!“

Ber hatte keine Ahnung von dem, was er sagte. Die Worte wurden in dem Augenblick geboren, ohne daß er davon wußte.

Aber nun, da sie gesprochen waren, standen sie wie in Erz gezoßen vor ihm, wie dergleichen wohl geschehen kann.

„Nummer 497,“ sagte Madsen-Klinkerup.

Und die Töne des Liedes stiegen mit Kraft und Wärme aus der Versammlung empor. Eine alte herrliche, schöne Melodie, die von gläubigen Geschlechtern seit Jahrhunderten gesungen wurde.

Der Gesang wuchs und hinterließ einen mächtigen Eindruck.

Ber fühlte sich klein. Sie hatten vielleicht trotzdem recht. Was bedeutete es übrigens, wenn er, Ber, und einige andere lebten oder starben.

Nein, vergessen, vergessen ...

Ber stürzte hinaus.

„Wer war dieser Mensch?“ fragte Madsen-Klinkerup und rückte an seinen Brillengläsern: „Er war wohl berauscht!“

„Das ist ein armer, erbärmlicher Mensch, der unten im Moore wohnt,“ bemerkte sein Nebenmann.

Und Volsen, der auf der anderen Seite stand, fügte wichtig hinzu:

„Er ist wohl das, was man gemeinhin ein Subjekt nennt!“

„So, so! Ja, ja!“ — Madsen-Klinkerup seufzte.

„Nein,“ antwortete Niels Rask vom Soibyhof fest. „Ein Subjekt ist er nicht!“

Ber stand draußen und hatte nur noch ein größeres Gefühl der Verlassenheit als zuvor.

Er hatte auch noch zu allem anderen einen Fluch auf sich geladen, schien es ihm.

„Ja, vergessen, vergessen ... Alles vergessen!“ seufzte er müde.

Der Doktor von der Nachbargemeinde kam im Schlitten angefahren. „Hören Sie“, sagte er zu Ber, „haben Sie nicht einen Augenblick Zeit, das Pferd zu halten. Ich muß ins Feld hinein.“

Ber nahm ganz mechanisch die Zügel.

Ber erhielt ein Trinkgeld.

Er schlenderte den Weg entlang planlos ...

Etwas später stand er vor dem Ladentisch des Kaufmanns und verlangte eine Flasche Brantwein.

Er sagte kein Wort weiter, blickte nicht zur Seite, sondern machte nur, daß er wieder herauskam.

Hinter der Scheune des Pastors nahm er den ersten wärmenden Feuertrunk. Das beruhigte so schön, und er nahm noch einen Schluck.

Er schlug den Weg durchs Dorf ein, seinem Heim zu.

Eigentlich war es doch ein ganz freundliches Dorf, schien es ihm: die Höfe lagen so gemütlich durcheinander. Er fühlte sich ganz wohl, ausgezeichnet.

Ein Stück weiter unten erblickte er die goldene Kringle des Bäckers. . . Konnte es etwas schaden, wenn er hineinging und auf Rechnung des Soibyhauern ein Brot bekam . . . Ach, was zum Teufel! . . .

Denn er mußte etwas mit heimbringen.

Durch das Fenster sah er, daß ein junges Mädchen im Laden stand. Ha ha!

Er forderte schnell zwei Schwarzbrote, ein Weißbrot und eine Tüte mit weichem Kaffeebrot.

Das Mädchen sah ihn einen Augenblick fest an. Aber Ber fuhr sie im barschen Ton an, sich etwas zu beeilen. Es seien Fremde daheim und er hätte keine Zeit, hier zu stehen und zu warten.

„Es ist für Ber Holt aus dem Moorhause. Ich habe hier noch mehr stehen.“ Ber machte, daß er zur Tür hinauskam.

„Das ging großartig,“ sagte er zu sich selber. Er lachte über den gelungenen Anschlag. „So ist's, wenn man frech ist. Das ist die richtige Art und Weise.“

Aber man ist ja zu dumm.“

19.

Ber Holt taumelte weiter, Nächte und Tage lang in derselben Verfassung.

Wenn der Rausch sich verflüchtigen wollte, goß er wieder Brantwein nach.

Wenn er sich der Mäßigkeit näherte, veränderte sich der Ausdruck seines Gesichtes auffallend: Sein Blick flackerte dann unruhig, gepeinigt und gequält umher.

Dann trank er wieder mehr, und sein Antlitz bekam von neuem den milden versöhnlichen Ausdruck, als wenn er keine Sorgen mehr habe.

Er schlief fast gar nicht; auch während der Nacht war er beinahe fortwährend in Bewegung; er ging umher und verrichtete allerhand Kleinigkeiten, stopfte die Bettdecken fest

um die Kinder, setzte sich ein wenig und schlummerte ein, trank wieder einen Tropfen aus der Flasche und begann von neuem seine Wanderung.

So taumelte Per Holt von einer Ede zur anderen in dem verfallenen Moorhäuschen, während der Wind durch alle Spalten pfliff und die Winterfalte sich durch alle undichten Stellen hindurchzwängte.

Es lag eine Hölerei, die auch im Geheimen etwas Ausschank betrieb, im Norden des Hoibyer Sees. Damit hatte Per Verbindung und auch dort etwas Kredit bekommen.

Eines Tages gegen Abend kam er von dorthier mit einer Brantweinflasche in der Tasche.

Der Nordost strich über die vereiste Seeoberfläche und setzte sie an manchen Stellen blank; er wirbelte die feinen Schneeförner auf und führte sie zu dem am Seeufer entlang führenden Wege, den Per jetzt daherschritt.

Er ging weder schnell, noch elastisch mehr. Die Zeiten waren für Per Holt vorbei. Mit vieler Mühe arbeitete er sich durch das Unwetter hindurch, vielleicht auch, weil er etwas betrunken war.

Aber er fühlte sich ganz wohl. Erhitzt, wie er durch den Brantwein war, kühlte ihn anfangs der Nordost, und das Schneegestöber wirkte wie ein Bad auf die Schläfen.

Anßerdem lag etwas drollig Kitzelndes in diesem Wirbeln um Ohr und Sinn.

Und das stoffweise Sausen des Unwetters um seinen Kopf herum wirkte so herrlich betäubend.

Auf die Dauer war es allerdings etwas ermüdend, sich durch die Schneehaufen hindurch zu arbeiten, die hier und da quer über den Weg lagen, dort, wo Schutz war. Und dazwischen hatte er oft Mühe, auf dem hartgefrorenen Erdboden festzustehen.

Man konnte also wohl eine kleine Herzstärkung gebrauchen.

Aber jetzt wollte er damit warten, bis er am Nordholm angelangt war. So hielten eine Anzahl Höfe, die gerade vor ihm lagen.

Es war nämlich direkt ein Kreuzfeuer für ihn, wenn alle Hoshunde auf ihn losfahren und ihn anfielen; er stand neuerdings mit allen auf dem Kriegsfuße.

Aber nun sollten sie nur einmal den Versuch machen, auf ihn loszukommen, er würde ihnen, hols der Satan, das Gehirn zu Drei schlagen.

Seine Faust packte fest den dicken Knüppel. . .

(Fortf. folgt.)

Shakespeare.

Zur Wiederkehr seines 350. Geburtstages.

Die Welterschöpfung, die in den Dramen William Shakespeares lebt, ist so mannigfaltig und unendlich in Geschichten und Gebilden, daß ihr Urheber, gleich dem Gott der Metaphysik, der Himmel und Erde schuf, sich in der Fülle seiner Werke und Erscheinungen verbirgt und in ihr zu einem dunklen Geist und Gefühl allgemeiner und höchster Erhabenheit zerfließend sich erhebt, ohne daß seine Persönlichkeit im einzelnen zu schauen und zu fassen ist.

Was hat dieser William Shakespeare erlebt, gefühlt, gewollt — wir wissen es nicht. Die Geschöpfe seiner dramatischen Phantasie leben 350 Jahre nach seiner Geburt mit uns, sie bevölkern das Reich unserer Gedanken und unserer Erlebnisse. Unser Bewußtsein würde verarmen ohne sie. Aber ihr Urheber entzieht sich uns in Wolken.

Zwar wissen wir, daß seine Kunst nicht aus dem Nichts gezaubert. Er hat Vorgänger, Vorbilder, auch zu ihm herausragende Zeitgenossen. Er nahm sorglos die Stoffe, die das vorhandene Schrifttum ihm bot. Auch erlernen wir in seinen Werken das leidenschaftliche Getümmel der Zeit, in der sie entstanden: diese englische Renaissance des Zeitalters der Elisabeth, da die Insel zur Welt Herrschaft anstiegt und die Schätze der Erde sich aneignet, eine strotzende Zeit, voll von Kräften, Abenteuern und Verbrechen, heroisch und lasterhaft, vornehm und roh, schneidig und ungebändig, phantastisch ringend um Erkenntnis und Glück, eine verwegene Kultur, die über rechtlosen, mißhandelten, hungernd arbeitenden Massen sich erhebt, aus deren Mutterboden doch wurzelhaft stark in die höfisch-feudale Verfeinerung die ursprüngliche dichtende Phantasie des Volkes wie schwellender Frühlingssaft ansteigt. Aber von dem Dichter selbst wissen wir nichts, sondern nur von einigen äußerlichen Daseinsdaten eines Schauspielers Shakespeares, der aus slenderer Verkommenheit hervorging, es zum Mitbesitzer eines Theaters brachte und schließlich einigen Landbesitz sich erworben hat; dessen Tausch am 26. April 1564 ins Kirchenbuch eingetragen und der am 24. April 1616 gestorben ist.

Die unermüdete Shakespeare-Forschung triumphiert freilich, daß es ihr mit der Zeit gelungen, mehr als anderthalb hundert Ur-

kunden der Existenz Shakespeares zu entdecken. Aber sie sind samt und sonders für die Erkenntnis des Dichters bedeutungslos und mehr befremdend als erleuchtend. Wir haben keine Zeile seiner Dichtungen von seiner Hand, keinen Brief von ihm und nur einen einzigen an ihn, und der ist ein Bettelbrief. Seine Unterschrift findet sich ein paar Mal, ungelent, mühsam gemalt, so in seinem Testament. Auch haben wir Gerichtsurkunden, in denen Shakespeare als grimmer Schloß geringfügige Schulden eintreibt. Das ist alles. Auch wie er leiblich ausgesehen, können wir uns nicht vorstellen. Unzweifelhaft erst sind nur zwei bildliche Darstellungen, die scheinbar nach der Totenmaske gebildete Büste in der Kirche zu Stratford und das Titelbild der ersten Gesamtausgabe von 1623. Aber beide Darstellungen lassen den Genius nicht einmal ahnen. Es sind stumpfe, plumpe Züge, fast wie beabsichtigte Karikaturen wirkend.

Aus dieser legendarischen Dunkelheit seines Lebens entstand die Legende, daß Shakespeare nur ein Deckname ist und daß einer der großen Würdenträger der Zeit die Maske des armen Schauspielers gewählt habe, dieses gänzlich ungebildeten Trunkenbolde, der schon deshalb seine Werke nicht geschrieben haben könnte, weil er des Schreibens unfähig gewesen. War dieser dürftige Geistes fähig, wie ein umfassender Denker alle Weisheit und alles Wissen zu beherrschen, den tiefsten Gedanken die Sprache des Dichters zu leihen, die Kunst des Staatsmanns zu beherrschen und als ein Feldherr Schlachten zu lenken? Könnte seinen groben Ohren die holdselige Musik der Sphären empfangen er die hohe Liebe seiner Frauengestalten, den Adel der Gesinnung, die skeptische Melancholie des überlegenen Geistes, den Witz des gebildeten Weltmannes? Allenfalls war dieser Schauspieler Shakespeare Modell des Falstaff. Aber ist ein Falstaff imstande, einen Hamlet zu schaffen?

So hielt man Umschau unter den großen Erscheinungen am Hofe der Elisabeth. Der gelehrte Scharfmann hastete vor allem an dem Namen Bacon, des Staatsmannes und Philosophen. Auch andere Männer der Aristokratie wurden in neuerer Zeit ausersuchen, als Verfasser Shakespeares zu kandidieren. Es mögen vier- bis fünfhundert Vände über diese Frage bisher erschienen sein. Aber alle Veruche, das Rätsel Shakespeares zu lösen, gaben nur neue und noch schwierigere Rätsel auf. Und es gelang nicht, wie sehr das Leben Shakespeares auch ein Mysterium bleibt, die Zeugnisse zu beseitigen, die eben doch erhartet, daß dieser kleine Schauspieler, dieser Gaukler, der noch zu den unehrlichen Leuten zählte, der Menschheit ihre gewaltigsten Dramen geschenkt hat. Wie nah immer der Gedanke liegt, daß sich hier der religiöse Heilandmythos künstlerisch wiederholen mag, zwei Zeugnisse zum mindesten sind bisher nicht entkräftet: ein fremdes und ein Selbstbekenntnis. In der Widmung, die Ben Jonson der ersten Gesamtausgabe der Werke vorausschickte, wird der „süße Schwan von Avon“, Shakespeare als der unsterbliche Dichter verherrlicht.

Und wußtest du auch wenig nur Latein
Noch weniger Griechisch, war doch Größe dein,
Davor sich selbst der donnernde Aeschylus,
Euripides, Sophokles beugen muß.

Dann aber hat Shakespeare selbst das Leid seines Lebens in den Sonetten ausgeströmt, deren autobiographische Bedeutung man erkannt hat, seitdem man aufhörte, sie als bestellte kalte Spiele des Witzes (nach dem Geschmack der Zeit) mißzuverstehen. In diesen Sonetten, in denen er seine leidenschaftliche Liebe zu einem adeligen Freund bekundet, empört er sich gegen seinen sozialen Verfall. Die Verse, die wir in der neuen Uebersetzung von Stefan George wiedergeben, sind ein glänzendes Zeugnis:

D zeigt euch, meinethalbs auf's Glück ergrimmt,
Die schuldige Gottheit meiner Leidenschaft,
Die für mein Leben besseres nicht bestimmt
Als Volkserwerb, der nachzieht Volkesart.

Daher empfängt mein Name einen Brand,
Daher wird all mein Wesen fast bedrückt
Durch meine Arbeit — wie des Färbers Hand,
Hab Mitleid denn und wünschet mich erneut.

Diese Sonette sind die einzigen Dichtungen Shakespeares, in denen man die Spuren persönlichen Erlebens erkennt. Die Dramen dagegen sind eine Welt für sich, in der ihr Dichter verschwiegen ist. Nur in der Reihenfolge — die Forschung hat heute die Entstehungszeit der Dramen aus inneren und äußeren Gründen nahezu sicher festgelegt, — läßt sich die Entwicklung des geistigen Lebens Shakespeares ahnen. Seine Schaffenszeit umspannt zwei Jahrzehnte, von 1591 bis 1611. Im ersten Jahrzehnt entstehen alle Komödien und die historischen Dramen, im zweiten die Tragödien, aus deren blutigen Abgründen dann am Schluß, wie als dichterisches Testament, die letzten Märchenpiele emporstauen, Cymbeline, Wintermärchen, Sturm: friedvoll, zukunftsleuchtend, Bilder des goldenen Zeitalters. Auch Shakespeares Sehnsucht landet auf der Insel Utopien, deren Entdecker Thomas Morus ein Menschenalter zuvor das Schaffot bestiegen.

Das ist das Shakespeare-Problem, das die heutige Zeit am tiefsten berührt. Ist Shakespeare aus Thomas Morus' Geschlecht? Seine Dichtungen in ihrer undurchdringlichen Objektivität verraten das Geheimnis nicht. Wo Shakespeare das niedere Volk darstellt, redet und handelt es entweder mit gesundem Mutterwitz, natürlicher Lebensmoral und findet sich behaglich in seinem Zustand, oder es lärm als Lumpengefindel, verjoffen, abgerissen, ein Ziel

des Kessels, den Seine Lordschaft ins Schloß bringen und in seidene Kleider stecken läßt, um sich an dem Lordwahn des Säufers zu ergötzen, hat nichts vom sozialen Ankläger, nicht einmal etwas von sozialer Satire. Aber in den Volkszügen Heinrichs VI. judt doch etwas wie die Wildheit des Bauernkrieges. Ist dieser Hans Cade wirklich nur der verächtliche Führer eines Pöbelaufstandes, gegen den der Dichter Abscheu erregen will, wenn er ihn gegen den Abgesandten des Königs begen läßt? „Und ihr, gemeine Knechte, glaubt ihr ihm? Wollt ihr denn durchaus mit eurem Pardon um den Hals aufgehängt sein? Ich dachte, ihr wolltet eure Waffen nimmer niederlegen, bis ihr eure alte Freiheit wieder erobert hättet; aber ihr seid alle elende Feiglinge, und habt eine Freude daran, in der Sklaverei des Adels zu leben. So mögen sie euch denn den Rücken mit Lasten zerbrechen, euch die Säuler über dem Kopf wegnehmen, eure Weiber und Töchter vor euren Augen notzuchtigen; was mich betrifft, ich werde für mich allein schon Rat schaffen und Gottes Fluch möge euch alle treffen!“

Spricht hier nicht doch unter der Maske der Dichter als sozialistischer Rebell? In unseren Tagen erhob Tolstoi gegen Shakespeare die Anklage, daß er fremd allem sozialen Gefühl gewesen und daß darum seine Kunst Blendwerk und Betäubung der Menschheit ward. Die verschlossenen Lippen des Dichters, der nur durch den Widerstreit der handelnden Personen sich äußert, widerprechen diesem Vorwurf scheinbar nicht. Dennoch glaubt man die innere Wärme Shakespeares zu fühlen, wenn er im „Sturm“ Gonzalo, den ehrlichen Rat des Königs, Utopien malen läßt, von dem er König sein möchte.

Hermann Cohen sieht in seiner Aesthetik, dem ersten wissenschaftlichen Unternehmen einer sozialen Kunstphilosophie die weltgeschichtliche Bedeutung Shakespeares in der Verbindung des Tragischen und Komischen. „Das Beispiel Shakespeares bildet den Wendepunkt in den Weltaltern der Aesthetik. Die alte Welt richtete zwei Welten des Schönen auf, die eine als die des Schmerzes und der Klage, die andere als die der Freude und der Lust. Die neuere Zeit bringt Einheit auch in diese beiden ästhetischen Welten.“ So überwindet der Humor alle Erhabenheit tragischer Arbeit. Damit aber gliedert sich Shakespeare, wie immer sich die persönliche Tendenz seines Weltwollens verhalten mag, als Künstler in die Reihe der Befreier ein. In dem ewigen Leben seiner Dichtungen findet sich die Weltstimmung der leidenden Menschheit unserer Zeit wieder: die Heiterkeit der Daseinsbejahung, die die lastende Tragik des Lebens durch die schaffende Tat überwindet. K. L.

„Was ihr erseht, liegt unter meinen Füßen.“

Persische Sage.

Ich erzähle nicht von dem Dichter, der an einem hellen Abend, während der Rahufahrt auf den silbernen Wellen des Meerbusens, trunken von dem feurigen Wein des Schönen, sich ins Meer warf, um den auf den Wellen gleitenden Mond zu fangen, und der unrettbar versank.

Ich erzähle auch nicht von dem Dichter, der, vom Märchenliebe der Nachtigall herauf, in den unendlichen Wäldern umherirrte, um die Nachtigall zu fangen, und der unansprechbar verschwand.

Ich erzähle von dem Dichter in Schiras, der nur die Wahrheit sprach und um der Wahrheit willen mit Steinen beworfen wurde.

Der große Zarathustra hat gesagt: „Sprich die Wahrheit vor den Mächtigen dieser Welt!“ Und Mussa Schir-Ali, der Dichter aus Schiras, sprach auf Märkten und vor Stadttoren, den Reichen ins Gesicht, immer nur die Wahrheit und fürchtete sich nicht:

„Völe sind eure Taten und eure Herzen sind falsch. Im Namen Gottes betrügt ihr die Armen, und unter der Larve der Liebe herabtrübt ihr eure Nächsten.“

„Ihr leckt das Hemd der Mächtigen, lobt die Faust der Starken. Ihr verteidigt die Sache der Baissen und Wittwen, während ihr eure harte Brust mit euren von Blut besudelten Händen schlägt.“

„Ihr kauft und verkauft Liebe und Liebeslungen, ihr gebt einander Liebeslätze, aber unter den Schößen eurer Kleider schärft ihr Dolche gegen einander.“

So hat Mussa Schir-Ali immer gesprochen.

Und alle haben ihn verfolgt.

Seine Freunde haben ihn nicht mehr gegrüßt und seine Kameraden das Gesicht von ihm abgewandt. Man hat ihn verspottet, wenn er durch die Märkte ging, und sein Brot trankte sich mit seinen Tränen.

Und schließlich wuchs der Zorn der Menge so hoch empor, daß sich der arme Dichter vor den Klauen der tierischen Menge kaum flüchten konnte.

Und er ging und wanderte Tag und Nacht. Das Dornesträup der Wüsten zerkaute ihm die Kleider und die Steine zerrissen ihm die Säuhe. Schließlich kam es eines Tages ermüdet und erschöpft unter Bucharas Mauern an.

Sollte er in die Stadt, in das feindliche Lager treten, um das

ZORN DER MÄCHTIGEN ZU
HYÄNEN SPEISEN?

Er bedachte sich nur einen Augenblick, dann trat er in die Stadt ein und ging in den Straßen umher.

Er sah Lastträger mit gebeugtem Rücken. Mit mattem Schritten schleppten sie ihre schwere Bürde und sie schüttelten sie in die Straßen. Und dieser sah auf seinen Reichtum, strich seinen roten Vollbart und murmelte: „Ehre sei dir, Gott!“

Dann sah Mussa Schir-Ali die Schar der Bettler, die vom Tür zu Tür irrten. Man jagte sie von der einen fort und sie klopften an die andere.

Und er sah, wie ein Reicher einem greisen Bettler eine Kupfermünze gab und unter den Segensworten des Greises davonging, stolz, aufgeblasen, und von sich selbst entzückt, weil er so barmherzig war. Und vor ihm beugten sich demütig alle Vorübergehenden.

Er sah, wie ergeben sich dieser Reiche vor einem reicheren Manne beugte, der kaum sein Grüßen bemerkte.

Und immer weiter ging Mussa Schir-Ali durch die Straßen und sah, wie die Schergen unter dem Gelächter und Geheul der Menge einen zerlumpten Mann beim Stragen packten und davonschleppten, weil er aus einer Bäckerei ein Brot gestohlen hatte.

Und der Dichter sah die Menschen hier dasselbe tun, was sie in Schiras taten.

Es dunkelte.

Mussa Schir-Ali war todmüde und hungrig.

„Ich werde ein wenig Brot kaufen und nach einem Zufluchtsort suchen, wo ich mich ausruhen kann.“ — dachte er und steckte die Hand in die Tasche, zog eine kleine Goldmünze, sein letztes Stück Geld, hervor und ging zum Bazar.

Vom hochragenden Minarett herab ertönte das Abendgebet des Mullahs. Die frommen Moslems schritten in Gruppen zum Markt und knieten zum Gebete nieder.

Der Dichter begab sich auch dahin, stand auf dem Markt und blickte um sich.

Laut klang die Stimme des Mullahs und hallte über die Stadt:

„Allah ist Allah und Mohammed ist sein Prophet.“

„Gnädig ist Allah und seine Gnade ist grenzenlos.“

„Das Meer wird austrocknen, aber seine Barmherzigkeit für seine Kinder ist unverfügbar.“

„Ehre sei Allah für seine Gnade und Güte!“

„O Allah! Vergib in deiner unerforschlichen Güte die Sünden der Menschen und gib uns unter täglich Brot!“

Mussa Schir-Ali warf sein Goldstück vor seine Füße, trat es mit seinen abgetragenen Schuhen und rief laut: „O Mullah, o Menschen, das, was ihr von Gott erbittet, liegt hier, wahrlich hier unter meinen Füßen!“

Seine Stimme donnerte über den ganzen Markt, traf die frommen Ohren der Väter, hallte hinauf auf die Spitze des Minarets und unterbrach den herzlichen Abendgruß des Mullahs.

Eine Welle wurde es totenstill, dann brüllte auf einmal der ganze Markt, und alle Väter schnellten auf.

„Was redet dieser Ungläubige? Wer ist er? Was erdreißet er sich gegen Gott? Wer lästert unseren Glauben?“ So schrien Tausende von Menschen und umzingelten Mussa Schir-Ali.

Wie ein rasender Tiger sprang der Mullah herbei und rief: „O ihr Gläubigen Allahs! was zaudert ihr noch? Steinigt diesen Giau!“

Er nahm selbst den ersten Stein und schleuderte ihn aus voller Kraft gegen Mussa Schir-Ali. Der Stein fauste und traf die Stirn des Dichters. Das Blut spritzte auf und der arme Redner der Wahrheit schwankte.

Die Moslems folgten dem Beispiel des Mullahs und warfen voll Zorn kleine und große Steine auf den Dichter.

Und bald stürzte Mussa Schir-Ali unter dem schonungslosen Hagel von Steinen mit gebrochenem Schädel in seinem Blute zusammen.

Er war schon tot, doch die Steine fausten noch immer und häuften sich über ihm.

In diesem Wirrwarr sah plötzlich die Menge die Goldmünze des unglücklichen Dichters zwischen den Steinen glimmern.

Und alle fielen, einander beiseite stoßend, darüber her. Aber der Mullah, der am nächsten stand, stürzte sich wie ein Wahnsinniger darauf, ergriff die Münze und, sie in der geballten Hand hochhaltend, rief er voll Freude:

„O Allah! Ehre sei dir! Groß ist deine Gnade. Ueberall beholst du uns für das Lob, das wir dir spenden.“

„Groß ist Allah“, — sagten die anderen, — „er läßt die Söhne der Gerechten nicht darben. Ehre sei dir, o Allah, Ehre sei dir in Ewigkeit!“

Der Dichter aus Schiras hatte Recht:

O Mullah, das, was du vom Himmel erbatest, hast du unter meinen Füßen gefunden.

Immer hatten die Dichter Recht.

O Menschen, das, was ihr erbittet, findet ihr unter ihren Füßen, unter den Füßen der Dichter.

(Aus dem Armenischen des A. Jahanian.)

Ein Vogelbuch. Zug- und Strichvögel lehren in ihre sommerlichen Quartiere zurück, und von Tag zu Tag mehren sich die Scharen des gefiederten Volkes, die Wälder, Auen, Heiden, Parks und Gärten beleben, die Wasserflächen und ihre Ufer nicht zu vergessen. Jeder Naturfreund kennt eine Anzahl Vögel schon an ihrer Stimme, die vollstimmlich gewordenen Laute des Auckucks und Pirols, den gelächterartigen Schrei des Buntpechts, die kurzen, sich immer gleichbleibenden Piepschen des Buchfinken, das viel längere Tirillieren der Lerche, das Flöteln der Amsel, das frohschallige Geknurre des Rohrparzes usw. Aber die Zahl der Vögel, die selbst in den Parks der Großstädte und in ihrer Umgebung vorkommen, ist beträchtlich größer, als der weniger Unterrichtsgebiete vermutet. Jeder größere Ausflug bringt ihm Vogel-laute zu Gehör, die er nicht zu deuten vermag, die aber den Wunsch in ihm erregen, hinter diese mehr oder minder musikalischen Geheimnisse und ihre gefiederten Urheber zu kommen. Hier bietet Prof. Voigts' „Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen“ eine sehr gute Anleitung, geschrieben von einem Manne, der der deutschen Vogelwelt mit offenem Auge und scharfem Ohre lange Jahre hindurch in den verschiedensten Teilen des Reiches nachgegangen ist. Das Buch hat einen guten Ruf, für den auch die Tatsache birgt, daß es bereits in sechster Auflage vorliegt. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig; Preis gebunden 3 Mark.) Dem speziellen Inhalt gehen Rat schläge für den Anfänger, Mitteilungen über die Sangeszeit vieler Arten und eine Aufklärung über die vom Verfasser benutzte eigene Zeichenschrift zur Darstellung der Vogelstimmen voraus. An vielen Stellen wird die Gesangsstrophe auch in der gewöhnlichen Notenschrift dargestellt. Einen ganz uneingeschränkten Gebrauch von dem Buche werden vor allen Dingen die mit gutem musikalischen Gehör Begabten machen. Aber auch der übrige Teil der Benutzer des Buches wird zu einem sehr erheblichen Teil auf seine Rechnung kommen, weil die meisten behandelten Vögel kurz, aber ausreichend beschrieben sind und weil bei allen anziehende Schilderungen ihrer Lebensweise usw. gegeben werden.

Für solche, denen es zwar nicht an Freude an der Vogelwelt, aber an musikalischem Gehör gebricht, sei das früher an dieser Stelle besprochene Buch von Floride, Taschenbuch zum Vogelbestimmen (Kosmos-Verlag in Stuttgart) in Erinnerung gebracht, in dem in erster Linie die Gestalt, das Flugbild, die Farbe usw. des Vogels zur Bestimmung herangezogen werden.

Es ist allgemein bekannt, daß die zunehmende Waldverwüstung und die Kultur der Moore viele Vögel zurückdrängt, daß aber trotzdem eine ganze Anzahl von ihnen wie zum Ansätze aus der gefährdeten Bildnis in die großen Städte zieht (Röven, Wildenten, Amseln, Holztauben). In einiger Entfernung von Berlin kann man noch manchen schönen Vogel beobachten, wenn man Glück hat, z. B. die große Trappe in der Gegend von Großbeeren, Virenhühner im Brieselang und auf den anschließenden Moorniesen gegen Rauhen Becken und selbst den großen Brachvogel, dessen Gelege in Form vergrößert gedachter Kriebigeier man frei auf trockenen Moorstellen findet. In weiten Kreisen umfliegt der Brachvogel den Brutplatz, wenn ein Mensch ihm zu nahe kommt, und mit lautem, aber melodischem Gesänge dehnt er seine Kreise immer weiter aus, um den Störenfried vom Neste abzulenken. Unterstützt durch eins der genannten Bücher wird man solche und viele andere Beobachtungen machen können und der märkischen Natur neue anziehende Seiten abgewinnen.

Luftfahrt.

Die neuen Pläne zur Ueberfliegung des Atlantischen Ozeans. Daß der Mensch nach der Eroberung einer großen neuen Fähigkeit seine Pläne und Ziele bis aufs Äußerste spannt, ist eben so natürlich wie sein Schicksal, mit diesem Streben zunächst auf lange hinaus Mißerfolge zu erleiden. Wie lange ist nicht schon von einer Ueberfliegung des Atlantischen Ozeans die Rede, ohne daß bis auf den fast lächerlich verunglückten Versuch von Wellmann etwas dabei herausgekommen wäre. Dennoch wird der Mensch auch hier nicht nachlassen, bis er die selbstgestellte Aufgabe gelöst hat. Der Sieger kann auch darauf rechnen, ein wohlhabender Mann zu werden, da ihm zunächst schon ein Preis von 200 000 M. winkt, den die Londoner „Daily Mail“ ausgesetzt hat, allerdings nur für die Ueberfliegung mit einem Flugzeug und nicht mit einem Ballon, obgleich letzteres in gewisser Hinsicht eine noch größere Leistung sein würde. Die Ueberfliegung mit einem Ballon steht ja gerade jetzt zur Erörterung und möchte, da die Vorbereitung soweit gediehen ist, zum wenigsten eigentlich versucht werden. Die Bemerkung eines Aeroplans zu gleichem Zweck wird lebhaft in England erwogen, aber in der Richtung von Amerika nach Europa, und zwar entweder von Neu-Fundland nach der Westküste von Neu-England direkt, oder von Labrador nach Schottland mit Zwischenlandungen in Grönland und Island.

Die Fachzeitschrift „Aerophile“ kommt jetzt auf einen anderen Plan zurück, der den Atlantischen Ozean weiter im Süden in Angriff

nehmen will. ... manchen Vorzug hat nur in Anspruch nehmen kann. Es ist bemerkenswert, daß die Studien dafür schon vor mehr als zehn Jahren begonnen haben, als es überhaupt noch keine Aeroplane oder andere lenkbare Luftschiffe gab. Der seitdem verstorbene Geograph Eisee Neelus war einer seiner Urheber, der damals natürlich nur an einen gewöhnlichen Luftballon denken konnte und möglichst genau die Windverhältnisse im mittleren Atlantischen Ozean studierte, um die Unterlagen für ein solches Unternehmen zu gewinnen. Das Projekt bewegte sich also in ganz ähnlichen Bahnen wie das des Ballons „Suchard“, der jetzt eigentlich schon unterwegs sein sollte. Der Ausgang war der Nachweis, daß von Marokko aus in einer Zone von 15 Breitegraden während mehrerer Monate des Jahres ununterbrochen die nordöstlichen und östlichen Luftströmungen, die als Passate bekannt sind, mit großer Zuverlässigkeit wehen und ihre Herrschaft westwärts bis jenseits der Antillen und bis zur Halbinsel Yulatan ausdehnen, sowie daß ihre Geschwindigkeit 55-75 Kilometer in der Stunde beträgt. Ein Ballon, der von der Insel Palma oder Teneriffa im Mai aufsteige, müßte danach etwa in vier Tagen den Ozean überqueren können. Diese Theorie ist jetzt schon zu den alten Geschichten zu zählen, obgleich sie sich immer noch nicht in die Wirklichkeit hat überlegen lassen.

Seit der Einführung der lenkbaren Luftschiffe ist nun ein neues Moment hinzugekommen, das zugunsten des Planes gebucht werden kann, da die Eigengeschwindigkeit eines solchen Fahrzeuges zur Windgeschwindigkeit hinzuzunehmen ist. Selbst ohne Unterstützung durch Luftströmungen würde ein Zeppelin die Strecke von Palma nach Cayenne von 5000 Kilometern in etwa sechzig Stunden und mit Hilfe der Windgeschwindigkeit in vielleicht 1 1/2 Tagen zurücklegen. Es ist aber durchaus fraglich, ob diese Linie gerade am besten gewählt wäre. Eine Zusammenstellung ergibt in dieser Hinsicht folgendes: Von Agadir nach Para oder Cayenne sind 5000 bis 5700 Kilometer zu überfliegen, von Palma nach Cayenne 4800 Kilometer, von Dakar in Senegambien nach Cayenne 4100 Kilometer. Die Entfernung verringert sich aber bedeutend, wenn man als Ziel auf der anderen Seite das Kap de San Roque in Brasilien in Aussicht nehmen könnte, wohin von Dakar oder Konakry der Abstand nur dreitausend Kilometer wäre. Wahrscheinlich sind aber auf dieser südlichen Route nicht so günstige Windverhältnisse zu erwarten. Die französische Fachzeitschrift stellt vorläufig einem Freiballon oder einem Zeppelin ein besseres Horoskop als einem Flieger. Ein Dauerflug mit dem Aeroplan ist bisher über 16 Stunden noch nicht ausgedehnt worden, und diese würden bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 100 Kilometern nur eine Strecke von 1600 Kilometer ergeben oder etwa die Hälfte der Breite des Atlantischen Ozeans an seiner schmalsten Stelle. Auch nach ihrer Bauart können die Flugzeuge für ein solches Unternehmen vorläufig wohl nicht in Frage kommen.

Versteinerungsfunde.

Eine versteinerte Riesenlibelle. Der Begriff der Versteinering müßte eigentlich ausgemergt werden, denn die Reste ausgestorbener Tiere und Pflanzen, die sich in Ablagerungen älterer Schichten der Erdkruste finden, sind selten eigentlich versteinert, sondern nur mit dem Gestein verbunden. Die Reste selbst bestehen entweder in Abdrücken oder in Steinsausfüllungen der Hohlräume (sogen. Steinkernen) oder endlich in den ursprünglichen Stoffen selbst, ob es sich nun um Knochen, Kalkschalen oder anderes handeln mag. Die Erhaltung richtet sich hauptsächlich nach der Gesteinsart, und seine Sande, Kalksteine und Schiefer sind am besten dazu geeignet. In ihnen finden sich nicht nur die Ueberbleibsel von Lebewesen mit festen Hartgebilden wie die Muschelschalen, Schneckengehäuse, Pähne und Knochen höherer Tiere, sondern mitunter auch die zartesten Körperformen. Sind doch sogar in alten Gesteinen die Abdrücke von Quallen nachgewiesen worden, die aus wenig mehr als aus einem Klumpen Schleim bestehen und rasch zerfließen, wenn sie vom Meer auf den Strand geworfen werden. Besonders und mit Recht berühmt wegen seiner wunderbaren Schätze an zarten Tierresten sind die einzigartigen lithographischen Schiefer von Solnhofen. Dort haben sich namentlich auch Zusehlen so vollständig erhalten, daß jede Linie des Netzgeaders der Flügel erkennbar ist. Damit aber stehen diese dem Jura angehörigen Gesteinslager nicht ohne Beispiel da, sondern noch ältere Gesteine, vorzugsweise alte Sandsteine und Schiefer der Steinkohlenformation, haben in verschiedenen Ländern, sowohl in Deutschland wie in Belgien, Frankreich, England, Vereinigten Staaten usw. eine verhältnismäßig reiche und schön erhaltene Insektenfauna geliefert. Einen neuen prachtvollen Zeugen dieser vor Jahrmillionen ausgestorbenen Insektenwelt hat Dr. Bolton durch einen Fund in den englischen Kohlenlagern aus Tageslicht gezogen. Es handelt sich um den Rest einer Libelle, die eine Riesin unter ihresgleichen gewesen sein muß. Erhalten ist von dieser nur ein Drittel des linken Vorderflügels, aber dieses Stück mißt allein 6 1/2 Zentimeter in der Länge und 4 Zentimeter in der Breite, so daß die Länge des ganzen Flügels auf fast 20 Zentimeter geschätzt werden muß. Die ganze Spannweite der Libelle beim Flug hat also mehr als 40 Zentimeter betragen, und man würde sich wohl einigermassen wundern, heute ein derartiges Rieseninsekt auftauchen zu sehen, mit dem selbst die größten tropischen Schmetterlinge nicht in Vergleich treten könnten.